

Finger reckten sich aus dem Boden, wendeten den Block hin und her vor das Walzprofil. Und hindurch wird er durch das enge Tor gepreßt. Männer stehen an der Walze. Moniereisen wird aus Knüppeln gereicht. Janggen lassen den glühenden Stahl und drücken ihn in das Profil, und in feurigen Serpentinwindet er sich durch die Walze und flieht in die Halle.

Gebeugte Männer halten mit Janggen glühende Blöcke, der Fallhammer faßt bereit, dem Sebel folgend. Funken sprühen im Umkreis. Mächtige Wellen werden vorgeschmiedet. Eilig schleppen kleine Stüttenwerklokomotiven vom Wälder her Platten mit flüchtigem Rollen zum Thomaswerk, zu den brennenden Konvertoren. Der Gefäßeswind greift im Konverter an. Eisenmetall. Kalk fäht die Schlacke und diese den Phosphor. Dann ist die Charge fertig. Ein Signal ertönt. Spukend und räumend blasen die Konvertoren die feurige Schlacke in die Luft, langsam kippt die Birne, und aus ihrer Schnauze fließt breit wie Geister der Feuerstrom des Thomasseisens in die Gießpfannen und die Kolliken.

Zwischen Hochöfen und Hütte liegt die Stadt, armlich, klein und gedrückt. Grau und schmutzig ihre Mauern und Straßen. In erschreckender Anzahl sind Bier- und Schnapsauschänke zu finden. Als ob das Trödel und Trübsal sei, da das Auge den Himmel nicht sieht und nach Freundschaft vergeblich Ausschau hält. Die Arbeiterstadt sieht wenig reine Sonne. Qualm steht dick, breit und träge über die Dächer, von den Hochöfen, vom Thomaswerk. Keine schwanken Rauchfahnen wehen lustig in der Luft. Dichte, graue Dächer verhängen den Himmel. Nachts spannt sich ein Feuerbogen über die Stadt, wenn Hochöfen und Hütte sich an den Wolken die Hände reichen.

Der Fruchtbare bleibt immer in diesem Bereiche. Wo am Rande der Stadt die Häuserlichter werden, beginnen die Zechen, erheben sich die Regler der Schlackenbalden, recken sich die Förderer, drehen sich hoch oben flink das Rad, rechts herum, links herum. Mächtig gebückt kriechen die Häuser der Kolonien an die Zechen heran. Und wiederum glühen die Batterien der Rokerieen.

So halten die Zechen im weiten Kranz die Stadt umschürt.

Die Erinnerung aber greift suchend nach Bildern von Orten, die freundlicher sind als diese Städte der Kohle und des Eisens, die den Tag begleiten und einen lichten Schein breiten über das schwarze Land.

Kontraste

Von Lothar Schmidt.

Es war um die Zeit, der wir uns nicht gern erinnern: Gipfelpunkt der Inflation, völliges Verlangen der Kaufkraft unserer Baluta. In jedem Haus halt ohnmächtige Verzweiflung über die unerschwinglichen Preise für all das, was zur Nahrung und Notdurft des Leibes gehört. Aus solchem Elend erblühte plötzlich, ehe wir uns dessen verfahren, im Nachbarlande Oesterreich eine Blume edelster Menschlichkeit. In allen Teilen des selbst schwer heimgekommenen und, als so klein gewordenen Reiches erwachten die Herzen zu ungetrübtem Trange, nur zu helfen. Und dieses spontane Gefühl wurde als bald wirkende Tat. Ein Volk von sechs Millionen spendete einem anderen Volke von sechzig Millionen aus eigenem hargen Besitz durch Monate in rastloser, rührender Nächstenliebe ungezählte Gaben von Lebensmitteln. Fremde Leute fragten sogar an, ob sie sich erlauben dürften, dies und jenes zu schicken, und sie erboten die Adressen von anderen Interessenten, die es nicht vertragen würden, wenn man sie gleichfalls bedächte. Die Sendungen kamen in solcher Menge, daß man diese Fülle von Barmherzigkeit gern weiter leitete, dahin, wo noch größerer Mangel war als im eigenen Lande. In herzlicher Besinnung und auch ein wenig mit Beschränkung mag der Reichsdeutsche all jener Freundschaftsbeweise der Stammerschwanden gedenken. Denn — seien wir ehrlich: Als es vor der Stabilisierung ihrer Währung den Oesterreichern ebenso schlecht ging, haben wir ihnen damals in annäherndem Maße ein Gleiches getan? Nein. Zwar haben auch wir Mitleid gehabt und Mitleid auch getätigt, aber so allgemein, so rührig, so freudig und so tatkraftvoll ist unsere Hilfe nicht gewesen, obwohl wir nach Zahl und Größe das Zehnfache hätten leisten können. — Inmitten der Liebesgaben aus Oesterreich überflachte mich ein Liebesbrief aus dem eigenen Vaterlande. Er war anonym und lautete:

„Sie Lumpenhund, Sie! Wir wissen, daß Sie oft was zu fressen kriegen aus Oesterreich. Wenn Sie von heute an nicht alles an die Armen abgeben, werden Sie dem Staatsanwalt

Min Mobersprat

Min Mobersprat, wo klingst du schön, Wo bist du mit vertakt! Woer ok mit Gatt as Stahl un Steen, Du drossst den Sack herut.

Ja föhl mi as en lüttet Kind, De ganze Welt is weg, Du putz mi as en Boerjehswind, De kranke Wols forecht!

So herrlich klingst mi keen Wustu, Un singt keen Nachtrid, Mi topt je glik in Ogenblik, De hellen Tran hendel.

Klaus Groth.

angezeigt wegen Unterschlagung! Das wachen-

die Auge von Berlin-Wilmersdorf. Ein hübscher Kontrast, nicht wahr? So schallt es von drüben und so von hüben! Dieses Schreiben war übrigens das einzige Zeichen von Interesse, das mir während einer schlimmen Krise aus Deutschland zuteil wurde. Ich bin nun weder so töricht, noch so ungerecht, aus dem Erlebnis verallgemeinernde Schlüsse zu ziehen und zu sagen: Seht, so handeln Oesterreicher und so handeln meine Landsleute. Aber zu denken immerhin gab mir der Fall doch, vielleicht gibt es auch anderen zu denken, wenn ich ihnen ein paar lehrreiche Erfahrungen hinzufüge.

Ich war vorigen Sommer mit meiner Frau ein paar Monate in einem Dörfchen des Wiener Waldes. Alle Bewohner, mit denen wir während unseres Aufenthaltes in Berührung kamen, fanden wir noch erfüllt von heiserer Empörung über die Rudelhaftigkeit der Ruhrbefreiung. Wie von einer dem eigenen Lande angetanen Schmach sprach man davon und wie von einem erst gestern geschehenen Ereignis. So stark war in ihnen das Mitleid, so heftig der Schmerz geblieben. Zu derselben Zeit verlangten deutsche Theaterdirektoren die Aufhebung des gegen die französischen Dramatiker für die Dauer der Ruhrbefreiung ausgesprochenen Vorkotts Pariser Schmähe und Ländelwies, da das deutsche Publikum auf diese Genüsse nicht länger verzichten wollte!

Wie überall in Oesterreich, so wurden auch in dem erwähnten Dörfchen des Wiener Waldes die Kinder verpflegt. Die ärmsten Pauern weiteferten in dem Bestreben, den Sprößlingen der von Haus und Hof vertriebenen Deutschen Vieles zu erweisen. Ein jeder war stolz auf sein Rührkind und bemüht, es besser zu füttern und besser zu kleiden als die Nachbarn.

In Wien wollte ich einem Schaffner der Straßenbahn den Betrag von wenigen hundert Kronen, die er nicht herausgeben konnte, als Trinkgeld überlassen. „Nein, mein Herr, wir dürfen kein Trinkgeld nehmen und wollen auch keins nehmen.“

Aus einem Kaffee lief mir der Zahlkellner über den Straßenrand nach. Ich hatte ihm verzeihlich eine Fünfsigtausendkronennote statt einer Fünfsigtausendkronennote gegeben. Ein armer Teufel von Schaffner, der in einer Kellnerwohnung hauste, war sichtlich erfreut, als ich ihm ein paar Schubhänder abkaufte. Nachdem er aber, ohne zu fragen, erfahren hatte, daß die Schuhe kleinere Defen hätten, als die, welche ich gerade trug, zahlte er mir aus eigenem Antrieb den Kaufpreis zurück, weil er andere Bänder nicht besaß und ich mit diesen doch nichts anfangen könnte.

Als bei unserer Rückkehr nach Berlin der Zug in den Anhalter Bahnhof einließ, öffnete ich ein wenig voreilig die Coupetür. Auf dem Perron standen Bahnbedienstete, einige Packträger und Postschaffner. Da rief einer von diesen mir in den langsam sich noch bewegenden Zug nach: „Na, du Stiefel! Kannst du nicht warten, bis der Zug hält?“

Kontraste! Kontraste! Es ist Wüdt, auf sie hinzuweisen, eben weil man Deutscher ist und sein Vaterland lieb hat.

Sterbende Geschlechter

Von E. v. Ungern-Sternberg.

Nachdruck verboten.

Es ist leichter, über die Vergänglichkeit aller Dinge zu philosophieren, als sie sich wirklich und bildlich vorzustellen. Es gibt Gemeinplätze, die als Dogma gelten und feststehende Begriffe, die ein Kanonenspruch zum Umfallen zu bringen vermag. Politische Gebilde, die auf eisernen Fundamenten zu ruhen schienen, zerflatterten plötzlich wie Eintagsfliegen. Die Welt scheint müde geworden zu sein, und wie in früheren Jahrhunderten und Jahrtausenden Großes

bröckelte und vom Sturm der Zeit verweht wurde, so färbt auch jetzt Abendrot manche Schöpfungen unserer Epoche. Ueber den Ruinen aber leuchtet friedlich symbolischer Regenbogenglanz, wie immer eine Verheißung für die Zukunft.

Das zerfallende Rußland ist heute im Besonderen das Land der Ruinen. Ganze Reiche sind zertrümmert, in Geflechte, die Weltgeschichte mitwerben helfen, sind verflochten oder erstickt, und ihre Wohnsitze zerstört oder verdrängt. — Als raubende Horden, die Brandfackel in der einen und das Mordbeil in der anderen Hand die Kaiserthronen und Edelsitze überfielen, da wurde mahlos Schönes und Gutes vernichtet und in Blut ersäuft. — Lort aber, wo das Feuer nicht glüht, da sind bismarckianer als ein selbstmörderischer Anarchist inmitten von verwilderten Wäldern, verwahrloste Stätten nachgeblieben. Man hat ein alter Diener mag dort wie eine Hauskatze durch die kalten Räume schleichen und gewohnheitsmäßig mit dem Staubwedel über Goldverzierungen und Plattenbilder streichen. — Wie ein Märchenhobbel mag er über verlorenen Schätzen wachen, von deren Wert er keine Ahnung hat. So wurden von den Bolschewiken kürzlich auf einem verlassenen Schloß eines Grafen Marow eine kostbare Bibliothek von über fünfzigtausend Bänden entdeckt und im Keller unter allerlei Gerümpel einige Gemälde von Reynolds und Bernini. Auf dem Festum des Fürsten Warjasinskij in einer Ecke Originalstatuen von Thorwaldsen und Boudon, auch zwei Porträts von Ludwig 16. und von Marie Antoinette, mit eigenhändiger Unterschrift des Königs, die der unglückliche König einem Fürsten Warjasinskij, der als Rotkammer an seinem Hofe gewirkt hatte, zum Geschenk überreichte. Auf einem Gut des Grafen Scheremetjew wurden ganze Bündel von antiken Miniaturen aufgefunden. Auch Stillleben von Ostade und von van der Meer wurden dort gefunden. Die meisten dieser Kunstschätze wurden nach dem Rumjanzmuseum oder nach Petersburg geschafft. Alles in allem dürfte aber kaum der tausendste Teil der von den großen Herren gesammelten Schätze der vandalischen Vernichtung entgangen sein. Jedenfalls ist dem Uebergebliebenen alles Persönlichkeitsgepräge genommen, es bleibt kalt und katalogisiert in den steinernen Gräbern der Museen.

In den Schlössern, den Zentren hoher Kultur inmitten brutaler Wildheit, wird das Paradies von den plumpen Füßen der Wusthals zertrampelt, die Eigentümlichkeiten werden zerhackt und in den Rücken verheißt, aus den Gobelins nähren sich die Weiber Schürzen. Die einstigen Festherren heimatlos in der Welt herum. Im Traum leben von Ostade und von van der Meer wurden dort gefunden. Die meisten dieser Kunstschätze wurden nach dem Rumjanzmuseum oder nach Petersburg geschafft. Alles in allem dürfte aber kaum der tausendste Teil der von den großen Herren gesammelten Schätze der vandalischen Vernichtung entgangen sein. Jedenfalls ist dem Uebergebliebenen alles Persönlichkeitsgepräge genommen, es bleibt kalt und katalogisiert in den steinernen Gräbern der Museen.

So immer die Brandfackel der Revolution gezündet hat, wo Mord und Grausamkeit Verheerung und Wüde bringen sollten, wo Schlösser in Ruinen verwandelt wurden, da sieht heute das Totenfeld des Elends. Kirche und Schulen, Klauen und Hoffnung wurden vernichtet. Vor dem trübsamen Bild des Antikrist, des verdrängten Materialismus, steht die Menge mit verdrängtem Herzen: Da aber noch auf Erlösung hoffen, beten leiser: „Herr, dein Reich komme!“

Der Untergang von E. M. E. „Blücher“ Von Kapitän J. E. v. Waldeyer-Fritz. Nachdruck verboten.

Der 24. Januar 1915 ist feierlichsgeschichtlich ein Tag besonderer Ordnung gewesen. Er führte zum erstenmal den Kampf modernster Großkampfschiffe herbei. Nur E. M. E. „Blücher“, der zum Verbands unserer Schlachtkreuzer gehörte, hatte nicht recht in den Rahmen. Er war nach Bestückung und Wepanzerung alles andere, nur kein vollwertiges Schiff, gebaut in einer Uebergegangszeit, wo man noch nach neuen Formen suchte. So ist es zu erklären, daß „Blücher“ in der Schlacht auf der Dogger-Bank sein Schicksal erreicht hat.

Das Gefecht, das im wesentlichen von „Seppelt“, „Frisflinger“, „Moltke“ und „Blücher“ auf deutscher Seite und von „Dion“, „Tiger“, „Prinzess Wogel“, „New Zealand“ und „Indomitable“ auf britischer Seite geführt wurde, spielte sich auf annähernd gleichlaufenden Kursen ab. Gestaktisch bezeichnet man diese Gefechtsform als ein laufendes Gefecht. Beide Verbände preschten mit äußerster Kraft dahin. Sie hielten alles aus ihnen heraus, was nur in ihnen steckte. Die Gefechtsentfernung hielt sich durchgehend auf den äußersten Grenzen der Schußreichweite, sie schwankte zwischen 20 und 14

Meilen. Die beiden Verbände bewegten sich in der Richtung der Dogger-Bank, die sich von der Ostküste Englands nach Nordwesten erstreckt. Die deutschen Schiffe waren in einer Linie aufgestellt, die britischen in einer Kette. Die Schlacht begann um 10 Uhr. Die deutschen Schiffe eröffneten das Feuer mit ihren 11-Zoll-Kanonen. Die britischen Schiffe antworteten mit ihren 12-Zoll-Kanonen. Die Schlacht dauerte bis 12 Uhr. Die deutschen Schiffe erlitten schwere Verluste. Die britischen Schiffe erlitten keine Verluste. Die Schlacht endete um 12 Uhr.

Der Untergang von E. M. E. „Blücher“ Von Kapitän J. E. v. Waldeyer-Fritz. Nachdruck verboten.

Der 24. Januar 1915 ist feierlichsgeschichtlich ein Tag besonderer Ordnung gewesen. Er führte zum erstenmal den Kampf modernster Großkampfschiffe herbei. Nur E. M. E. „Blücher“, der zum Verbands unserer Schlachtkreuzer gehörte, hatte nicht recht in den Rahmen. Er war nach Bestückung und Wepanzerung alles andere, nur kein vollwertiges Schiff, gebaut in einer Uebergegangszeit, wo man noch nach neuen Formen suchte. So ist es zu erklären, daß „Blücher“ in der Schlacht auf der Dogger-Bank sein Schicksal erreicht hat.

Das Gefecht, das im wesentlichen von „Seppelt“, „Frisflinger“, „Moltke“ und „Blücher“ auf deutscher Seite und von „Dion“, „Tiger“, „Prinzess Wogel“, „New Zealand“ und „Indomitable“ auf britischer Seite geführt wurde, spielte sich auf annähernd gleichlaufenden Kursen ab. Gestaktisch bezeichnet man diese Gefechtsform als ein laufendes Gefecht. Beide Verbände preschten mit äußerster Kraft dahin. Sie hielten alles aus ihnen heraus, was nur in ihnen steckte. Die Gefechtsentfernung hielt sich durchgehend auf den äußersten Grenzen der Schußreichweite, sie schwankte zwischen 20 und 14

Heimat, liebe Heimat du!

Heimat, liebe Heimat du, Mutter voll der Gnaden, Hast zu wunderfel'ger Ruh', Mich, dein Kind, geladen.

Zeit ich treulos dich vergaß, Ging dein moes Singen, Hinter mir ohn' Unterlaß, Mich zurückzubringen.

Als der Sehnsucht Becher schwoll Und auf schreien Füßen, Ich mich nachte, demütsvoll, Heimat, dich zu grüßen.

Treu streckst du die Arme aus Und im Herz, im mühen, Leuchtest still ein froh „Zu Haus“ und ein süßer Frieden.

Georg Noac.

Kilometern. „Blücher“, der als letztes Schiff in der deutschen Linie fuhr, vermochte noch etwa einhundert Kilometer zu halten. Er machte langsam achttausend. Kurz danach, um 11.30 Uhr, schlug bei ihm eine Granate ein, deren Wirkung verhängnisvoll wurde. So weit sich aus den Aussagen der Ueberlebenden erkennen läßt, war die tief liegende Munitionstransportbahn getroffen worden. Kartuschen, die sich auf der Transportbahn befanden, entzündeten sich. Nach allen Seiten schlugen Stichflammen durch die Beschoßaufzüge. Durch Sprachrohre und Lüftungsschächte drangen giftige Gase. Sie verpesteten den Mittelgang, der, wenn man so will, mit der Fülle seiner Befehlsübermittlungseinrichtungen das Rückenmark eines Schiffes darstellt und füllten den Kommandostand, der dem Beherrschenden des Schiffes war. Sämtliche Feuerleitungsapparate, die Kommandoelemente für die Maschinen und der Ruderantrieb fielen aus. Granatensplitter beschädigten außerdem das Hauptdampfrohr im dritten Heizraum, so daß der Dampfdruck fiel und die Geschwindigkeit auf 17 Seemeilen herabsank.



Der Untergang von E. M. E. „Blücher“ Von Kapitän J. E. v. Waldeyer-Fritz. Nachdruck verboten.

Der 24. Januar 1915 ist feierlichsgeschichtlich ein Tag besonderer Ordnung gewesen. Er führte zum erstenmal den Kampf modernster Großkampfschiffe herbei. Nur E. M. E. „Blücher“, der zum Verbands unserer Schlachtkreuzer gehörte, hatte nicht recht in den Rahmen. Er war nach Bestückung und Wepanzerung alles andere, nur kein vollwertiges Schiff, gebaut in einer Uebergegangszeit, wo man noch nach neuen Formen suchte. So ist es zu erklären, daß „Blücher“ in der Schlacht auf der Dogger-Bank sein Schicksal erreicht hat.

Das insgeheim noch von nahezu hundert schweren Granaten getroffene wurde. An Bord waren nur noch Brände und Explosionen den Weg durch die dunklen Räume. Trotzdem drängten sich die letzten lebenden Geschützmannschaften an die letzten bedienungsbereiten Rohre. Keiner dachte an Ergeben, keiner holte die Flagge nieder. Noch sieben Torpedos mußten verschossen werden, um den „Blücher“ endgültig zu vernichten zu lassen. Kommandant und erster Offizier lagen verwundet oder demütiglos vor dem Kommandostand. Auf der Schanze sammelten sich die Ueberlebenden, als keine Waffe mehr brauchbar war. Sie riefen: „Deutschland, Deutschland über alles“ an und sangen das Flaggenlied.

Der Kreuzer „Moltke“ fuhr dicht an den brennenden „Blücher“ heran. Nach Schließung des Kommandoreportholts, der sich an Bord befand, war das Schiff in einem bedauerlichen Zustand. Die Aufbauten gaben einem Trümmerhaufen. Durch riesige Schußlöcher vermochte man tief ins Innere zu sehen, überall wüteten Feuersbrünste. Als der britische Kreuzer auf hundert Meter heran war und Boote zu Wasser ließ, kenterte „Blücher“. Für einige Minuten lag das Schiff noch kieloben, dann erlitt es einen zweiten Stoß. Von den Briten wurden insgesamt 280 Ueberlebende gerettet. Und die offizielle britische Darstellung des Kampfes auf der Doggerbank erhebt das tapferste Schiff mit folgenden Worten: „Drei Stunden lang, während deren „Blücher“ der Brennpunkt einer übermächtigen Feuerzusammenfassung gewesen war, hatte er keinen Augenblick aufgehört, das Feuer zu erwidern. Zweimal waren unsere leichten Kreuzer vorgestoßen, um die Vernichtung zu vollenden, zweimal hat „Blücher“ sie gezwungen, sich zurückzuziehen. Als ein Beispiel von Mut und kriegerischem Geist während der Stunden des Unterganges ist seine Haltung selten übertrieben worden.“

Des Namens seines großen Vaters würdig, hat „Blücher“ gekämpft und sein Ende gefunden. Auch er hat eine Tat geschaffen, die zu keiner Zeit deutscher Geschichte vergessen werden darf. Wer künftig noch an Marshall Vorwärts spricht oder auch nur an ihn denkt, soll sich auch seines Patenschiffes erinnern. Wäre der alte Haudegen auf dem Felde der Ehre geblieben, nicht tapferer und ehrenvoller hätte er die Waffe aus der Hand legen können, als sein Patenschiff es tat.

Astronomische Ereignisse

Die großen Planetenkonjunktionen der zweiten Januarrhälfte.

Von Max Baller.

Zusammenkünfte der Wandelsterne am Himmel haben von jeher das Interesse der Menschheit erregt, seit diese unsere Heimatplaneten bewohnt, früher vielleicht noch viel mehr als heute, da die meisten Menschen, erdrückt von dem Staube des Alltags, kaum noch je einen Blick für die Wunder des Sternenhimmels erübrigen. Sind die Fälle, daß zwei der großen Planeten sich auf ihren verschlungenen Bahnen begegnen, auch nicht eben selten, so gehört doch schon ein besonders glückliches Zusammentreffen dazu, daß die Zusammenkunft auch beobachtbar ist, d. h. in eine günstige Stunde fällt, jedoch wir sie auch wahrnehmen können, während die betreffenden Gestirne sich über unserm Gesichtskreis auf dunklen Himmelsgründen befinden. Daß aber sogar drei der strahlendsten Planeten sich ein Stellbildein geben, ist ohne Zweifel ein ganz besonderes Sternereignis. Seit langen Jahren zum erstenmal wieder sollen wir in der zweiten Januarrhälfte Zeugen eines solchen ausserordentlichen kosmischen Schauspiel werden.

Berechnen wir nämlich Lauf und Stellung von Merkur, Venus und Jupiter genau, so zeigt sich, daß sich seit dem 9. Januar diese drei hellen Planeten am Morgenhimmel vor Sonnenaufgang in ziemlicher Nähe beieinander befinden und dort als strahlende Morgensterne glänzen. Wer einigermaßen aufmerksam war, wird bemerkt haben, daß sich der gegenseitige Abstand dieser drei herrlichen Sterne von Morgen zu Morgen vermindert hat, bis sie am 12. Jänner schon ziemlich dicht aneinander herangekommen waren. Und nun beginnt eigentlich erst das Schauspiel. Noch am 12. Jänner sieht Jupiter am weitesten links, Merkur in der Mitte und Venus am weitesten rechts. Am 13. Jänner aber um 7 Uhr morgens überholt die linkere Venus allmählich den sonnennahen Merkur, und geht 8.30 Uhr früh nur 1.1 Bogengrad oder 2 Vollmondweiten-Durchmesser südlich von ihm vorbei. An den Folgetagen,